

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 8

Artikel: "Madlee"
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinsame und das Besondere zu unterscheiden weiß und seine Entscheidung nicht nach einer allgemeinen Regel, sondern nach den Bedürfnissen des vorliegenden individuellen Falls trifft.

Im Vorliegenden haben wir nur etwas aus dem Kapitel vom Nutzen der Geschichte herausgegriffen. Wir haben nur von der Art, wie das politische Handeln durch richtige und unrichtige geschichtliche Betrachtung beeinflusst werden kann, gesprochen und nur ein paar Beispiele dafür namhaft gemacht. Aber es ist dies ein Stück und es sind dies Beispiele, an denen uns das Wesen echter geschichtlicher Betrachtung besonders anschaulich wird und die gerade heute uns am Herzen liegen.

„Madlee“.

Besprechung von Otto v. Greherz.

Es lyt en Acher brooch,
Dä mueß me struuche.
My liebi Muedersprooch,
Die will i bruuche.

Dem alemannischen Badenerland ist in Hermann Burte ein Mundartdichter von so starker und üppiger Eigenart erstanden, daß man alle Vergleiche aufgeben muß.*) Man kann ihn wohl mit andern vergleichen, man muß ja, um Distanz zu gewinnen; aber diese Vergleiche führen immer zur Ungleichheit und zur Unvergleichlichkeit. Man kann und wird ihn natürlich vor allem J. P. Hebel gegenüberstellen; stammt er doch aus demselben Erdenwinkel und hängt mit gleicher, nur noch leidenschaftlicherer Liebe am Land und Volk des Wiesentals — Lörrach ist seine Heimat — und kann sich im Preis des Landes nicht genug tun:

Weisch — Haimeth! fehl der, was der well,
De bißch un blibsch e Fund,
E Blick uf Di macht uf der Gstell
Die müeden Auge gsund,
I sag un sing all 's nämlig Diing
Dy Priis viil daufigwiis!
Vo Dir eweg findt Mine ring
Jns ander Paradiis!

Allein welche Zeit und welcher Zeitwandel trennt nicht die beiden Dichter voneinander! Für Hebel war das Wiesental noch ein Idyll, das Volksleben wie das Land, und so ist auch seine Dichtung ein Idyll geworden. Burte kennt es auch noch in diesem lieblichen Glanze:

Das isch my Rebland, jo, voll Sunnesch.
E linde Luft goht in de dunkle Bäume,

*) Hermann Burte: Madlee, alemannische Gedichte. Verlag von G. K. Sarasin in Leipzig, 1923.

Es glänzt e Pflueg, e Glocke lüet näume,
Die stille Dörfer schloße rüeihig sy.

Aber seither ist die Industrie, die sich bei Hebel noch ins friedliche Gesamtbild einfügt, zur Macht gelangt, hat die Landschaft und die Gemüter verändert, soziale Not, sozialen Streit und Haß hereingebracht und die grünen Wiesen mit Trauerflor überschattet:

Isch das my Land vom Feldberg bis an Rh?
Wo hoochi Cheemi stöhn wie Fahnestange,
Wo schwarzi Cholefahne drüber hange
Un mummle d'Wiese wie mit Laidflör ii?
Das isch my Webland, jo, my Land im Dhal,
Wo hunderttausig flinki Reedli sure,
Wo d'Schiffli zucke dur e Zedel dure,
Wo wißi Düecher wachse dhüen im Saal.

Nicht das Wiesental allein, die ganze Welt hat in den hundert Jahren seit Hebels Tod ihr Angesicht verwandelt. Die naive Freude am Dasein, die kindlich gläubige Zuversicht zum „Ende gut — alles gut“, das gemütvollle Sich-Versenken in die Wunder der Natur, die Auffassung des Lebens als einer Erziehungsanstalt Gottes, aus welcher nur der Ehrliche und Pflichtgetreue endlich reif und glücklich hervorgehen kann — das alles ist verschwunden. Aufklärung durch Naturwissenschaft, pessimistische Weltlehre, materialistische Einschätzung der Lebensgüter, Erschwerung des Erwerbs, Verschärfung aller politischen Gegensätze und viel anderes noch hat das Idyll gründlich zerstört und den idyllischen Dichter zu einer fast unmöglichen Erscheinung gemacht. Selbst für eine Vollnatur wie Burte, einen unbändigen Lebensgenießer und Lebenswecker wie er, ist der Tod unser bestes Teil. In einem warmen Nachruf an einen „toten Kameraden“, der mit zehn Jahren schon, ein gesunder und reiner Knabe, aus dem Leben scheiden mußte, lieft man die Betrachtung:

Jetz het er däne glebt und ich doniede
Ne Menschenalter lang: I duuschti gärn!
Doch will der das nit adhue, blib in Friede
Dört obe, Kobi, uf Dhm haitere Stärn!
Denn d'Werde, dasch e böß verwirkti Chnuule:
Me spürt sy Läbe numme, wilß aim queelt,
Un wemmes gwohnt isch, fangt me scho a z'fule —
Du heisch bh Whtem 's besser Dail erwehlt!

Auch die Kunst hat seit Hebel Wandlungen durchgemacht, die an einem von tausend Kräften und Säften der geistigen Welt großgezogenen Kind seiner Zeit wie Burte nicht spurlos vorübergehen konnten. Ist Hebel noch Realist in all seiner idyllischen Lebensschilderung, so ist Burte Naturalist. Nicht im Sinne der naturalistischen Lehre, die den Stoff für nebensächlich und den Anteil des Dichters am Stoff für kunstschädlich erklärt; wohl aber im Sinne einer schärferen, ungelecten und mitunter erbarmungslos wahren Wiedergabe der Wirk-

lichkeit. So z. B. in dem Gedicht „Erschossenes Liebespaar“, wo der Gesichtspunkt und der ganze Ton der Darstellung, besonders in den ersten Strophen, aus der Denk- und Sprechweise den Fabriklerinnen herausgeholt ist.

Bh de Fohre dobe het mes gfunde
 Arm in Arm e Liebesbärli dod:
 Es im Härz inn, er im Chopf e Wunde,
 Baid in ainer Lache, bluetigroth.
 Selbstmord offebar!
 Me vergrabt das Paar
 An der Muur, wo um der Chilchhof goht.

s'lütet e fai Glocke, numme d'Huppe
 Hürne haißer in der Weberei;
 d'Maidli gönge haim in chlyne Gruppe,
 Am Gottsacher fñehrts der Weg verbei,
 Gwunderig göhn sie hi
 Un do gwahre sie
 (s'gruust hehlinge alle!) jelli zwei!

Jessis, in ere Chiste so verloche!
 Sins denn kaini Mensche, sone Schand!
 Hets der Pfarer us em Himmel gsproche,
 Wil sie gstorbe sinn vo aigener Hand?
 Nai, es duurt aim so,
 Lueg, so chas aim go,
 Wer das duet, isch nimme bym Verstand!

Es wird weiter ausgeführt, wie die Fabrikmädchen aus natürlicher Teilnahme, ohne alle Sentimentalität, dem unglücklichen Liebespaar einen grünen Kranz winden und dazu ein Lied singen, von einer Marie angestimmt, die eine schöne Altstimme hat. Den Kranz legen sie aufs Grab, und der Dichter, auch er ohne alle Weichlichkeit, herb sarkastisch noch im Schlußreim sein Mitgefühl unterdrückend, sagt:

Bravi Maidli hän der Dag dur gwobe
 Menger ziehts am Gnid as wie ne Gwicht,
 Jeze göhn sie schwigsam haim im Dobe,
 Rothi Auge im verhüülte Gsicht.
 Wo der Pfaff ächt blibt?
 Weisch denn nit, er schribt:
 Über Landtagswahl un Christepflicht.

Der Gegensatz zu Hebel liegt nicht nur im Zeitalter, er liegt im Blut der beiden Dichter. Der Verfasser der Alemannischen Gedichte von 1803 war bei ihrem Entstehen und Erscheinen schon über das Schwabenalter hinaus, innerlich abgeklärt und beruhigt, auch von Natur zu maßvollem Lebensgenuß, humorvoller Beschaulichkeit und mildem Urteil angelegt. Darum konnte ihn Carl Raupp in seiner Gedächtnissdichtung zum

Hebelmahl von 1860 mit einem abgeklärten, glockenhellen Landwein vergleichen,

So schön wie Gold, wie Öl so mild und lieblich
 Und doch voll Chraft un Geist, me darf en wäge!
 E Süeßigkeit isch drin, e Blueme dra
 So ihn, e Muschkateller dörfst si meine.
 Es isch e Wy für Gsundi un für Chranki,
 Die macht er heil und jelli tatelustig,
 E Balsam isch es un e Freudetrunk.

In Burtes jugendlichem Blut sind wilde Wirbel und dunkle Gewalten, die ihn abwärts nach der Erde ziehen, aber auch mächtige Sehnsuchten nach der Höhe und Freiheit. Geist und Seele liegen oft im Kampfe miteinander. Der Geist ist der räuberische Weih, der sich auf die unschuldige Taube, die Seele, stürzt.

Sie fädlet, er pädlet,
 E Pfiff und e Griff,
 E Gruppes, e Tschuppes,
 Er schlacht sie — vorbei!
 My Seel isch e Duube,
 My Geischt isch e Weih!

Oft ist er sich nur des innern Zwiespalts, des Krankhaften und Ungeläuterten in seinem Wesen bewußt:

I weiß es wohl, i bin e chranke,
 Verheite Mensch und ha kai Rueh.

Er weiß auch: dem Gewebe, das sein Hirn ununterbrochen spinnt und spinnt, fehlt die Sonne, die es rein bleichen könnte:

E raini Riiste, suufer gspunne,
 Es geb miseel e nobel Duech,
 Wenn's bleichet wurd in deere Sunne:
 — So glängt's halt numme zueme Buech.

Aber dann wieder fühlt er den höheren Sinn und Wert seines Dichtens, weil nicht er allein, sondern der Geist eines Ganzen, einer Landschaft und eines Volkes, daraus redet:

Zoge hämmer's ussem Lebe,
 Gwachse ich's wie Wy an Rebe,
 d'Sunn duet in der Rässi schwebe:
 Weltgeischt! Irdgu! chumm versuech!
 Sonen Ode weih't im Buech.

Und dieses Gefühl, daß er in all seinem Widerspruch von Fleisch und Geist, Leidenschaft und Weisheit, Weltsucht und Frömmigkeit, Haß und Liebe eine Vielheit und Gesamtheit vertritt, sodaß, wie er einmal sagt, „Jedes Ich bedütet All“, — dieses Gefühl rettet ihn immer wieder aus der Einsicht in seine menschliche und dichterische Unvollkommenheit. So in dem Gedicht „Inhalt“:

Mh gringi Chunst isch wäger nit für Ali!
 Doch mengmol maini: Ali stäcke drinn.
 Es isch wies isch: un miinesgliche gfalli:
 Guet, as es wenig sin.
 Chumm, liebe Landsma, lies do in mym Wese,
 I ha jo vorher glese lang in Dym!
 Un bisch derdur, steck Maie oder Bäse
 Mhm heerte gspeerte Rhm.

Un wenne di näume überzwerich froge,
 Deb Du dem Chaibe Buech sy Inhalt chennsch,
 Sag numme graduus, bschaide un verwoge:
 „Was drin stoht? Halt e Mensch!“

Burte müßte kein Alleanne sein, wenn nicht auch gewisse gemeinsame Züge des Stammcharakters ihn mit Hebel verbänden. Das innige Erleben und Vermenschlichen der heimatlichen Natur, das sinnige Betrachten menschlichen Treibens, die Liebe zu den einfachen Kindern des Volkes — das ist alles vorhanden und oft wie aus Hebels erster Hand. Und doch ist es nicht ganz das Gleiche. Eine größere Fülle und Wucht des Gefühls, ein weiterer Schauplatz des Geistes, eine kräftigere Mischung von Leid und Lust, und im Grunde, statt der friedlichen Harmonie, ein tiefes Weh, das immer wieder zuckt und blutet. Die unbändige Wein- und Liebeslust, die frech und sicher alle Temperenz und Sittenlehre herausfordert, kann darüber nicht hinwegtäuschen. Des schäumenden Bechers Reize ist mit Bitternis gemischt; auf das tolle Trinklied, das mit Glaszereschmettern dem Tode trotzt:

An d'Wand das Glas! Schmeuß! — Schärbe
 Bidüte Glück! Tsching! Bäng!

folgt ein unheimliches Schweigen. Oder irrt sich der Leser? Ist das Trinklied „in der saufstübigen, weinseligen, schoppenheurigen Mannsweis“ nur eine nachgeahmte Burleske, ein dichterisches Exercitium Salamandri und hat weiter nichts zu bedeuten? Oder erklärt sich dieser zügellose Ausbruch von Lebenslust vielleicht doch aus einem zerrissenen, zwischen Gott und dem Teufel hin- und hergezerrten Gemüt, das eben darum sich so wild gebärdet, weil es die Himmelsruhe sucht, und darum so gottergeben betet, weil es die Hölle kennt! Jedenfalls ist diese Poesie mit ihren unglaublichen Gegensätzen das Bekenntnis eines Dichters, der von sich sagen kann:

Ich bin kein ausgeflügelt Buch,
 Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Ich kann alles sein, ein Schwelger und ein Lebensverächter, ein Egoist und ein Menschenbruder, ein Spötter und ein Anbeter, ein Teufelsbalg und ein Kind Gottes — im einen bin ich so wahr wie im andern. „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“, alles Höchste und Tiefste, was an den Grenzen der Engel- und der Tierwelt liegt und wovon der temperierte Durchschnittsmensch fast nur noch eine

Ahnung vom Hörensagen her hat oder von der Lektüre, das lebt und wogt und streitet sich alles in mir, heute so, morgen anders — und weil ich ein Dichter bin, gebe ich ihm Klang und Gestalt im Wort.

Darum zühisch freche Verneinung auf der einen, frommer Kinder-
glaube auf der andern Seite des Buches; dort dreckige Gassenschlemper-
linge, hier alle Goldseligkeit, deren die Sprache fähig ist.

G l a u b e n, H o f f n u n g, L i e b e.

Euse Glaube dasch der Mond am Himmel,
Wo so rueihig abeschint un mahnt
Aim an selli Haimeth ob em Swimmel,
Wo me nie cha fasse, aber ahnt...

d'Hoffnig isch e zaarde Kegeboge,
Zeichnet uf der dunkle Wulkewand.
Ummig simmerem ergezoge
Hän en welle griife mit der Hand.

Aber d'Liebi, dasch die goldni Sunne,
Wo so heerlig in de Himmle stoht,
Alles Lebe quillt us ihrem Brunne,
Dhni sie weer alles ewig dot.

Dhni d'Sunne glänzt kai Kegeboge
Dhni d'Sunne schiinti nie lei Mo..
Dhni d'Liebi isch kai Himmel zoge,
Isch kai Hoffnig un kai Glaube do.

Und jenes andere, das, unter dem Titel „Mondnacht“ mit mehreren
vereinigt, das Erwachen und Wiedereinschlafen eines Säuglings an der
Mutterbrust mit Werden und Vergehen des Menschen vergleicht:

Du schöni Zyt, o Juged, wo bisch ane?
Unschuldig Chind in dyner Seeligkeit?
Wo hochi Sterne uf de wyte Bahne
Wie nochi Blüemli in de Hörli treit,

Wo no de großen Auge vo der Mueder
Wie no nem Mo mit syne Händli längt,
Wo zue der Sunne s'Müüli hebt, wie zue der
Vollkommene Bruscht, der wiisse, wonen tränkt?

Isch Ain denn mehr as sone Wickelbüebli,
Wo us em erste Traume wachber würd,
Un wieder iischlost, wenn er gar e liebli
Ziis Liebli hört un d'Muedernöchi gspürt?

Soll ich auch vom Gegenteil eine Probe geben? Etwa das Lied
von den „edlen Säufern“, von denen es im Rehrreim heißt:

Sie göhn nit under, wil sie juufe,
 Sie juufe, wil sie undergöhn!

Oder jene Abfertigung des „Lebensmüden“, der keine rechte Freude und Trauer, kein Beten und Fluchen mehr fertig bringt und doch das Weinen zu vorderst hat, und dem der Dichter als einzige Lösung Kurzschluß empfiehlt:

Ch so pflehn doch e Schwetti, se plär doch emol!
 Un — do heisch e Hälsig! un dört isch e Psohl!

Oder die abstoßende Parodie zu Schillers „Ideal und Leben“:

Näume duet aim öbbis schwane,
 Wemme jung isch, wiif un flink,
 Meint me, uff der Schloßaltane
 Stüend e Dame un sie wink,
 Streck aim frei ne Becher ane:
 Liebe Jüngling, chumm un drink!

Aber luegt me vo der Nöchi,
 Isch sell Schloß e Guggehuus
 Un vom Läubli in der Höchi
 Leert e Magd e Wäschgshir us.

Die unerhörte Beweglichkeit und Verwandlungsfähigkeit dieses Geistes führt dazu, daß man oft an seinem menschlichen Kern irre werden könnte. Alemannisches Wesen läßt ja freilich unzählige individuelle Abarten zu: der grüblerische melancholische Paul Haller ist so gut alemannisch wie der singlustige, frohmütige Meinrad Lienert und der elegisch weiche Josef Reinhart; auch ist keiner von ihnen ganz in einer Tonart befangen. Aber solche Sprünge aus der frommen Himmelsfeligkeit in die wildeste Erdenlust, aus dem Sonntagsfrieden in die Ragenjammermisere bringt kein anderer fertig. Auch ebenso wenig den Sprung aus der schlichten Singweise des Volksliedes in die verstiegenen und für das Gemüt der Mundart schwindelhaften Höhen des Hymnus. Man vergleiche einmal die „Drei Mädchen im Heimgang“ als Beispiel vollendeter Einfachheit des Viederstils:

Drei Maidli gönge Hand in Hand
 Im Oberoß durs Haimethland.

Die ainti luegt der Sunne no,
 Die anderi singt un lacht im Goh —

Die dritti luegt so bleich un blaß
 Und ihri Auge glänze naß...

Um Himmel chunnt der Obestern,
 Die Schwarzi sait: I wüßt so gern,

Was d'Liebi isch, un wüßet d'Ihr's,
 Se find so guet un jaget mirs!

Weisch nit, se lacht die Bruni fräsch,
 As d'Liebi 's Schönst im Lebe isch?

Die blaichi Blondi gschwaiget hood:
 Was d'Liebi isch? I förch, my Dod!

Drei Maidli gönge ohni Rueh,
 Dur Nacht un Nebel haimeszue.

Oder von ähnlich volkstümlicher Art und gleich vortrefflich das „Scheibenschlagen“, eines der schönsten Gedichte der ganzen Sammlung. (Ich kann nur für zwei Strophen von vier Raum finden):

Schyby Schyby Schybo!
 Wem soll die Schybe goh?
 So wyt me Füürer brenne duet,
 So wyt glengt 's alimannisch Bluet.
 Heluff! My ersti Schybe fahrt
 Im liebe Bolch un syner Art,
 Schyby Schybo!

Schyby Schyby Schybo!
 Wem soll die zweiti goh?
 Schön gäl un rot, wie d'Flamme sin,
 Stöhn Farbe im e Fahnen inn:
 Dem Badnerländli gäl un roth,
 Dem simmer treu bis in der Dod!
 Schyby Schybo!

Und nun als Gegenstück ein Versuch, die Mundart in die schwungvollen Hymnusformen, die man aus Goethes Faust am besten kennt, zu spannen. (Ich muß mich auf die erste Strophe beschränken):

An die Sonne.
 Glüenigi Sunne
 Läufige Brunne!
 Ewig lebändig
 Röhrlich du ständig
 Läben un Liebi
 Durab uf die trüebi
 Ohni di schuudrigi
 Schimmligi muudrigi
 Fijig verfroreni
 Einzächt verloreni
 Drümmlici Werde
 Schwankigi Wält!

Ist es nicht gefährlich, wenn man alles kann? — Daß ein geistvoller Mundartdichter neue Ausdrucksformen schafft, daß er kaum gehörte Register zieht und so die Mundart, die seine Sprache reich ge-

macht hat, nun aus dem Eigenen bereichert, das ist gewiß sein Recht und darf sein Stolz sein. Allein über ihre Kraft hinaus und ihrem anstammten Wesen zuwider darf man sie nicht zwingen, sonst vergewaltigt man ihre Seele. Und das ist denn, um es gleich zu sagen, die Rehrseite und der Nachteil einer so grandiosen Begabung, wie Burtes „Madlee“ sie fast auf jeder Seite bezeugt. Sein Herz schlägt warm und echt für dieses herbe, kernige Alemannentum, aber der Geist, in tausend Sätteln gerecht, schwingt sich fest und verwogen über die Natur des Volkes und seiner Poesie hinweg.

Das Schönste in Burtes Mundartdichtung findet man da, wo er zwar aus der Fülle eigenen Erlebens und Denkens schöpft, aber die Grenzen der mundartlichen Ausdrucksmöglichkeit nicht überschreitet. Und dort berührt er sich auch mit Hebel. Ich denke an das große Gedicht „Der Hafnermeister“, unstrittig eines der vollendetsten in der deutschen Mundartdichtung überhaupt.

Nai, lueg mer doch dä Hafner aa,
Wie gschwind er d'Schiibe draihe cha
Mit bludde Füeß, das goht bigoscht,
Me meint nit, aß es Förtel choscht;
Er ginkt, er schüpft, er stieslet so,
Jez hebt er, batsch! do blibt sie stoh.
Wo neume trocheni Nerde habbt
Am Fise, die würd abegschabt,
Jez isch sie juufer, jez gib acht,
Du Gscheitli, was der Maister macht!

Mit glücklichem Griff hat der Dichter als Ausgangspunkt für seine Weltbetrachtung eine Situation aus dem Handwerksleben gewählt: der Hafnermeister an seiner Drehscheibe und neben ihm, neugierig, wißbegierig, aber ahnungslos der kleine Friß. Und nun, indem er dem Anaben die Handwerksgriffe erklärt und die unzähligen Möglichkeiten ausmalt, die frei in seiner Hand liegen, hebt er zu philosophieren an. Es ist eine Ästhetik im Volksmund, anschaulich, sinnig, tiefgründig:

E reini Form e gsundi Farb
Gohd über alles Gmol un Gschlarb;
Chramanzlete und Ornament
Sin Sand in d'Nuge dem, wos chennt.
Wenn ich so recht vo Härze pad
Die liebi Nerde un bisiehl
Mit mym Verstand der Hand der Wäg,
Kriegt vor em selber d'Arbet Stil.
Was helpe Zünst Verein und Innig?
's het selten Ain e Maister-Gsinnig.

Di ganzi Welt mit ihrem Triibe,
Die gmahnt mi an e Hafnerschiibe;
So, wie die Tropfe uuse fahre

Vom nasse Schmiß am Schiiberand,
 So wirble d'Sterne über Land,
 Es trittet Ain, wo mihr nit gwahre.
 Un wemmes richtig überdenkt,
 Wie wyt sy Laimverschaffes lengt
 Eso wies Jede denke jott —
 No gohts em uff, no gspürt er: Gott.

Ein anderes Gedicht, das ich auch zu den vollkommensten rechne — es mahnt an Hebel's Ton, geht aber über seine Kraft hinaus —, ist nach dem Rehrreim betitelt, der sich durch alle dreizehn Strophen wiederholt:

Es rauscht ein Wehr.
 Die teerdi Stroos isch heert wie Stai,
 Do dönt e jede Schritt,
 I wandre muederseelenellai:
 Der Widerhall goht mit.
 Es schiint kai liebe milde Mo,
 Kai treui Durnuhr schlacht,
 Vo witem aber ruuschts eso
 Verlore—n—in der Nacht.
 Der Oberluft goht quellechüel
 Vom Wälder her an Rhn.
 Mi aber triibt en inner Gfüehl:
 D 's Haimweh so dali —
 Derhäre schwankt e Baselfuehr,
 Der Wage gahrt un schlacht —
 Jez blibt er stoh, un loos: e Wuehr,
 Es bruuscht e Wuehr dur d'Nacht.
 Das isch e Don, dä goht so liis
 So lind un ring ins Ohr —
 Dä chunnt Ain wienen aldi Wiis
 Us Chinderdage vor —
 D Haimethland, o Jugebzht!
 Was Alles Ain verwacht,
 Wenn so dur d'Stilli stundewyt
 E Wuehr bruuscht in der Nacht...

Die ernste Stimmung der nächtlichen Stille vertieft sich von Strophe zu Strophe und führt zu einer wunderbaren Natursymbolik: das Wuhr, das durch die stille Nacht rauscht und das nur in der Nacht und in der Einsamkeit dem Menschen vernehmlich wird, es wird zum Sinnbild der Gottesstimme, die durch alles Weltgetöse hindurch redet, aber nur dem sich offenbart, der in der Stille der einsamen Natur zur Zwiesprache mit Gott sich auf tut:

I zittere wie Aespelaub
 Un gspür e ghaima Gwalt,

Wenn Alles was I hoff un glaub
 E Legi abe fällt —
 Wie doch der Mensch in syner Qual
 Dem Wasser gliicht! Er schlacht
 E Rüngli d'Augen uuf im Strahl —
 Un mueß durab in d'Nacht.

Es goht e Luft, es fällt e Dau,
 Es locht e Nachtigall,
 E Stärne schießt vom chalte Blau
 Durab in Wasserfall,
 Es luegt en Aug, e Hirni weiß,
 E Härz im Buese schlacht:
 Vor Gott isch Alls in Allem Nis...
 Es bruuscht e Wuehr dur d'Nacht.

Durch die ausgereifte Form solcher Gedichte hindurch wird man auch am sichersten den menschlichen Charakter dieses Proteus erkennen: dieses feurige Blut, das, stärker als der Wille, in unberechenbaren Wallungen und Zuckungen kreist, dieses unruhige Herz, das sich in eigener Glut verzehrt, dieses weiche, im Grunde kindliche Gemüt, dessen Wurzeln tief in das Volkstum der Heimat hinabreichen, und diesen rastlosen Geist, der in gefährlicher Überlegenheit mit Blut und Herz und Seele sein Spiel treibt:

Mh Seel isch e Duube,
 Mh Geischt isch e Weih.

Aber der Leser wird endlich Aufschluß haben wollen über den seltsamen Titel, den Namen Madlee, der diesen starken Band mundartlicher Lyrik (es sind rund 450 Seiten) zusammenhält. Schon die Widmung des Buches gibt uns diesen Aufschluß. Der erdgewachsene Wein dieser Alemannenpoesie, heißt es da, ist nichts für schwache Mägen, nichts für verderbte Zipperinchen.

Miner, dief im Lätten unde,
 Seller, denf I, wurder munde,
 Deere Schwarze, Stolze, Gsunde —
 Madlee, chumm! — I bi tai Ruech —
 Dauf mer Du mh Haidebuech!

Nüt isch All! — Am Null isch Botte!
 Aber Neue sott me trotte,
 Ich has gwogt! Bis Du nem Gotte,
 Nobli Dodi, won I suech:
 Heiße mueß no Dir mh Buech:
 Madlee!

Mein Madlee ist nicht nur die gestorbene Geliebte, die in seinen Träumen mit unwiderstehlichem Zauber immer wieder aufersteht:

Schönste Baum im Haimetgländ,
Besichti Zucht us eusem Landschlag!

Sie ist mehr als diese Eine, sie ist die Verkörperung der ganzen Heimat, Erde, Feuer und Wind, des ganzen Volkes und seiner innersten Art, und darum ist die ganze Dichtung voll von ihr.

De bisch wie Alli sin un bisch wie Kais!
De heisch no Züg, wo Niemes an Der weiß
As Ich. Wenn d'Sterne glißere in der Nacht,
Wenn d'Legene bruusche und en Umsle schlacht,
E Muusig zitteret vo Wytem har,
Derno verwachsch im Wese wunderbar:
In Dyne Auge schwimmt e fiedte Schy
Es glänze d'Läf, wie ussem Grüe der Rhy,
Es gönge Wirbel in Der um, do schwimmt
Me halt druff zue un wenns aim abenimmt!

Mi mueterisch Du a! Die Rhyne do
Sanich as Gob us Dyne Hände gno,
Un ha my Lebe lebige dry verwobe
Sie solle Di, nit ihre Schryber lobe!
Du ballti Haimethärde, dunkli Brutt,
Du heisch mir Liebi geh und ich Dir Lutt:
Der Geist, wer weiß wohar, e stolzen Dode,
Bruucht, wil er mueß, e Seel vom Mueterhobe.
Vergelt Der Gott Dy Geh, verzeih my Neh:
All Madlee Madlee all Mareimadlee!

Es fällt schwer, hier abubrechen. Dieses Buch „Madlee“ ist eine ganze Welt für sich, mit knappen Rezensentenfäßen nicht zu erschöpfen. Es ist eine alte Welt, weil altes, untergehendes Volkstum darin lebt, und ist eine neue Welt, weil eine neue, nie gesehene Kunst darin erwacht. Es ist ein Buch voll Widersprüche, voll Kühnheiten und Gewagtheiten, unvollkommen, aber strotzend von Geist und Leben, in der ganzen deutschen Mundartdichtung einzigartig.

Ferdinand Avenarius †.

Von Leopold Weber.

Ferdinand Avenarius, der Herausgeber des Kunstwarts und der Kunstwartunternehmungen, ist am 21. September in Kampen auf Sylt gestorben. Wie er für deutsche Kultur gearbeitet hat, ist bekannt, Anhänger und Gegner sind darüber in den letzten Wochen zu Wort gekommen, und wenn auch für mein Empfinden seine Leistungen im allgemeinen ungenügend gewürdigt worden sind, so will das doch wenig bedeuten gegenüber dem Umstand, daß die Saat, die er reichlich aus-